

Der Kuss der Tosca

DER KUSS DER TOSCA
Il Bacio di Tosca

ein Film von Daniel Schmid

Dokumentarfilm, Schweiz 1984, 87 Minuten,
Farbe, OmU

Bundesstart der Wiederaufführung:
5. Oktober 2006

im Verleih der EDITION SALZGEBER

Mehringdamm 33
10961 Berlin
Telefon 030 / 285 290 90
Telefax 030 / 285 290 99
presse@salzgeber.de
www.salzgeber.de

Der Kuss der Tosca

DER KUSS DER TOSCA
Il Bacio di Tosca

ein Film von Daniel Schmid

Dokumentarfilm, Schweiz 1984, 87 Minuten,
Farbe, OmU

Bundesstart der Wiederaufführung:
5. Oktober 2006

Regie	Daniel Schmid
Kamera	Renato Berta
Kamera-Assistenz	Lukas Strebel
Ton	Luc Yersin
Schnitt	Daniela Roderer
Künstlerische Mitarbeit	Raúl Gimenez
Aufnahmeleitung	Raffaella Delucca
Produktionsleitung	Hans-Ulrich Jordi Marcel Hoehn
Produzent	T&C Film Zürich
in Coproduktion mit	RTSI/ SSR
Mitwirkende	Sara Scuderi Giovanni Puligheddu Leonida Bellon Salvatore Locapo Giuseppe Manacchini u.a.

Großer Preis des Festival die Popoli Florenz (1984), Zweiter Preis des American Film Festival New York (1985), Zürcher Filmpreis 1985, IDA Award der International Documentary Association Los Angeles (1986).

Festivalteilnahmen außerdem: Locarno, Montreal, Hof (1984), Brüssel, Paris, Chicago, Budapest, Jerusalem (1985) u.a.

Der Kuss der Tosca

PRESSENOTIZ

Am 6. August dieses Jahres verstarb der Schweizer Film-, Fernseh- und Opernregisseur Daniel Schmid im Alter von 64 Jahren. Mit der Wiederaufführung von DER KUSS DER TOSCA, den viele für seinen schönsten Film halten, erinnert die Edition Salzgeber an den „Imagier“ (R. Jula) des europäischen Kinos.



KURZINHALT

An der Piazza Buonarroti in Mailand liegt heute noch Giuseppe Verdis „schönstes Werk“, wie er selbst sagte. Es ist die „Casa di riposa“, ein Altersheim, 1896 von ihm gegründet für Menschen, „die weniger Glück hatten als ich“. Menschen, bei denen die große Karriere nie stattgefunden hat - und andere, Erfolgreichere, deren Traumgagen längst aufgebraucht sind. Heute leben sie alle vergessen in einem kleinen Zimmer mit einem Koffer voller Erinnerungen. Doch wer einmal von der Tosca geküsst wurde, lebt weiter für die Kunst, für das Scheinwerferlicht und die Selbstdarstellung.



DANIEL SCHMID ÜBER SEINEN FILM

Ich verstehe mich selbst immer mehr als Grenzgänger auf der schwankenden Linie zwischen Wirklichkeit und Traum, zwischen Realität und Imagination. Seit ich mich erinnern kann, habe ich auf diesem schmalen Grenzpfade Sachen hinüber- und herübergeschmuggelt.

Einen Film zu machen mit alten Opernstars, die längst vergessen in einem Palazzo in Mailand leben, kam meinem Interesse für dieses Grenzgebiet zwischen Fiktion und Dokumentation entgegen.

Die Gefahr, die das Thema an sich beinhaltet, nämlich das Pathetische verbunden mit dem Banalen, das Groteske daran und die damit wieder verbundene Bloßstellung, war mir bewusst. Auch hier dieser schwankende Grenzpfad.

Diese ehemaligen Sängerinnen und Sänger leben alle die Geschichte ihres Lebens in einem fiktiven Raum und keiner weiß mehr genau, was wahr ist und was war. Sie behaupten, sie seien 80 Jahre alt, und sind 90; die Koffer stehen reisefertig im Zimmer, obwohl sie schon seit zehn, zwanzig Jahren hier wohnen. Und die Zeit seit dem letzten Auftritt schrumpft auf wenige Jahre zusammen. Fragt man sie, wann sie die letzte Platte besungen haben, antworten sie: «Es sind mindestens drei, vier Jahre her» - in Wirklichkeit aber sind vielleicht 40 oder 45 Jahre vergangen. Die Grenze zwischen Realität und Einbildung verschiebt sich bei ihnen in äußerster Transparenz, was mir sehr liegt, da dies auch bei mir dauernd der Fall ist. Es bildet sich eine Art Zwischenrealität heraus; denn wenn man sich dreißig Jahre lang etwas eingebildet hat, dann wird man zu dem, ob es stattgefunden hat oder nicht. Dazu kommt, dass die einstigen Sängerinnen und Sänger sich durch die notwendige, gesunde Portion Exhibitionismus auszeichnen, die es braucht, um auftreten zu können. Und schließlich war unsere Arbeit selbst der Versuch eines Spiels mit den Grenzen zwischen Dokumentation und Fiktion. Um das zu verdeutlichen, muss ich ein wenig ausholen:

Jede Filmaufnahme ist, durch das Vorhandensein der Kamera, ein terroristischer, pornographischer Akt. Und je ernsthafter unser Metier

Der Kuss der Tosca



ausgeübt sein will - im handwerklichen Sinn, denn ich verstehe mich nicht als Künstler, sondern als Handwerker - desto mehr ist man in einer vampiristischen Rolle; das heißt, man saugt die Kraft derer, die davorstehen aus und provoziert sie dadurch. Das war sicher auch in Mailand der Fall; nur wussten diese Leute von der Bühne bestens was los war. Das gab uns von vornherein die Möglichkeit, mit ihnen als Komplizen zu rechnen und spielerisch miteinander umzugehen. Es existiert ja eine fließende Abhängigkeit zwischen «Vampiren» und ihren «Opfern».

Dies hat sicher mit Manipulation zu tun; aber erstens ist dies die Basis jeglicher Regiearbeit, und zweitens fand sie hier in einem komplizierten Verhältnis statt. Ein alter Sänger lagerte im Keller noch seinen großen Koffer von den Transatlantik-Tourneen. Wir hörten davon und gingen gemeinsam in den Keller und drehten die Szene mit dem alten Opernehepaar, das seine Kostüme von längst vergangenen Aufführungen anprobierte. Oder die Geschichte mit Sara Scuderi, die in den zwanziger Jahren eine der großartigsten Tosca-Darstellerinnen war und heute 80 Jahre zählt: Sie wollte nicht singen, da es ihr der Arzt verboten habe. Aber als ich am Klavier ein Puccini-Motiv anschlug, veränderte sich etwas in ihr, und sie wurde für einen Augenblick wieder eine Primadonna, die 3000 Zuschauer vor sich hat. Und für den Schluss des Filmes bauten wir bei einem Vorhang der Casa eine Bühne auf, spielten einen Applaus der Scala ein und inszenierten «Last Curtain Calls». Alle kamen hinter dem Vorhang hervor und verbeugten sich ein letztes Mal. Ja, hinter dem Vorhang ging ein Gerangel los, Stücke wurden weggeschmissen, das Alter, die Schmerzen, die Gebrechen waren vergessen, und es wurde nach vorne gedrängt - im vollen Bewusstsein, dass dies eine fingierte Situation war.

Auch wenn die Gesten und Allüren dieser ehemaligen Stars bisweilen groteske Züge annehmen, strahlen sie auch eine Würde und Größe aus, die einzigartig ist. Die Institution «Casa Verdi» als Ganzes ist etwas Wunderbares; sie befindet sich auch im für mich großartigsten, menschlichsten Land der Welt. Wenn Kultur das ist, was übrig-

Der Kuss der Tosca

bleibt, wenn man alles vergessen hat, so ist das in Italien dauernd und überall gegenwärtig. In der «Casa Verdi» sind sogar die Zimmermädchen Enzyklopädien des dramatischen Musiklebens: Dieses Personal hätte Pasolinis Herz entzückt. In keinem anderen Land gibt es etwas ähnliches. Nur in Italien gibt es diese Art von humaner Kultur, die keine «bürgerliche» ist, die alles durchdringt und die auch die Existenz einer solchen Institution in ihrer Einmaligkeit erlaubt.

«La voce in bellezza», das sind ein paar Jahre, vielleicht zehn; und irgendwann ist der Punkt erreicht, wo es talwärts geht und der Sänger sich fragen muss, ob er aufhören soll oder nicht. Die Bewohner der «Casa Verdi» haben diese Erfahrung alle hinter sich und sitzen nun hier in ihren Zimmern - geschützt als andere alte Leute; denn die Casa hat einen Arzt, drei Schwestern, ein physiotherapeutisches Institut und insgesamt etwa zwanzig Angestellte, die sich um das Wohl der Pensionäre kümmern. Der äußere Rahmen ihres Lebens hat sich reduziert auf die in allen Zimmern identische Einrichtung, auf ein paar Erinnerungsfotos, Postkarten und den Fernseher, an dem sie sich ab und zu eine Opernübertragung anschauen: Auf der ganzen Welt findet sich kein kritischeres Opernpublikum: Fast alle Aufführungen fallen bei ihnen durch, und besonders scharf werden die Sängerinnen und Sänger mit der jeweils gleichen Stimmlage kritisiert. In diesen kleinen Zimmern, die gar nicht an die großartigen Aufenthaltsräume der Casa erinnern, sitzen sie vormittags, beschäftigt mit den stundenlangen Vorbereitungen für den «Auftritt» um 11 Uhr im Korridor. In den Gängen irren sie dann herum und warten, immer eine Stunde zu früh, in der Nähe des Speisesaals auf das Mittagessen. Einen «Auftritt» erlebte ich zum Beispiel im Fernsehzimmer, als ein ehemaliger Opernstar eintrat, das Eurovisionslied hörte und diese Musik mitsingend durch das leere Fernsehzimmer schwebte - so wie sie vermutlich auf der Scala-Bühne aufgetreten war.

Diese Auftritte sind ein immerwährendes «So Tun als ob», ein dauernd überhöhter Schritt. Aber es hat mich beeindruckt, dass jeder auf seinem eigenen «Sender» ist, seiner eigenen «Radi-



ostation», dass es kaum Freundschaften gibt. Dagegen herrscht noch immer heftige Konkurrenz, die anscheinend auch jung erhält: Will man mit jemandem reden, behaupten andere, diese Person sei gestorben. Dann öffnet sich die Türe, und die für tot Erklärte erscheint. In dieser Hinsicht sind sie absolut schamlos. Einmal habe ich offensichtlich zu ausführlich mit einer alten Sängerin gesprochen; am nächsten Tag war jedenfalls ihr Porträt von Puccini, das er ihr persönlich gewidmet hat, total zerkratzt. Und als ich fragte, wer zum Galaabend in die Scala komme, war die Reaktion allerorten die gleiche: «Für wen? Für die Callas? Nein, ich glaube nicht, dass ich gehe.» Sie lehnten auch wieder aus Konkurrenzgründen ab, aber auch, weil sie überzeugt sind, dass die Scala und die Oper allgemein sich im Niedergang befinden, und weil die Opern, in denen sie einmal gesungen haben, sie schmerzlich berühren.

Der Kuss der Tosca

PRESSESTIMMEN

»IL BACIO DI TOSCA ist ein Film, der tief anrührt, und er tut das, weil er schön ist. Seine Schönheit hat mancherlei Gründe. Entscheidend davon ist einer: die Kamera von Renato Berta. Sie arbeitet technisch natürlich mit größter Sorgfalt, sie geht in zartesten Nuancen auf Stimmungen ein, vor allem aber kümmert sich mit einer Feinfühligkeit um die vor ihr agierenden Menschen, die mehr anzeigt als nur Aufmerksamkeit, die Teilnahme ausdrückt.

Aber die Schönheit hat noch andere Gründe. Die Echtheit der Gesichter ist einer unter ihnen: dieser Gesichter alter Männer und Frauen, in deren Augen und Furchen, in deren Verfall und Verwüstungen sich ein langes, ein heftiges Leben, Erfolg und Enttäuschung, Jubel und Verlust abgelagert haben. Es sind Gesichter, die darum wissen, wie sie aussehen und was auf ihnen vorgeht, und die, wie jede Gebärde auch sonst, die Gebärden der Hände und des ganzen Körpers, das unnachahmliche Talent der ständigen schauspielerischen Exhibition besitzen.«

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG

»Wie quietschfidel Greise auf der Leinwand leben, bewies Daniel Schmid's wunderbar aufmerksamer Film ‚Il bacio di Tosca‘. Er spielt in einem Mailänder Altersheim, der Casa Verdi. In-sassen sind alte Primadonnen, Chorsänger und Orchestermusiker, die einmal am Tag zu Gott und Verdi beten, dessen Tantieme diese Stiftung tragen: Casa Verdi, das klingt wie eine Firma, die Erinnerungen ans Opernleben der zwanziger Jahre auswertet. Schmid und sein Kameramann Renato Berta (der auch für Straub und Tanner arbeitet) suchen nach anderem als einer Hitparade des Belcanto von Verdi bis Puccini. Sie lassen die Alten die kleinen Beiläufigkeiten der Musikgeschichte erzählen, vorsingen und nacherleben. »Der Kuss der Tosca« – , das ist, erinnert man sich, eine höhnische Zärtlichkeit, die Tosca dem Polizeipräsidenten, der ihren Geliebten auf dem Gewissen hat, – mit einem Dolchstoß erweist. Hier wird die Todesszene mit »Toscas« Krückstock und Strickjäckchen nachgestellt. Ihr Partner bricht

neben der Telephonzelle im Altersheim zusammen. Das ist ein scharf markierter Realismus, komisch und karg, der sich nie über die Hinfälligkeit der Sänger mokiert. Stellen wir uns nur vor, die kommende Generation drehte eine Dokumentation über ein kalifornisches Heim alter Rockstars, dann wird die Ambivalenz der Anteilnahme deutlich.«

DIE ZEIT

»Sicher ist dieser dokumentarische Spielfilm nicht ohne Regieanweisungen erarbeitet, aber das stört nicht: Daniel Schmid geht mit den alten Menschen so liebevoll zärtlich um, macht sich nicht lustig über zitternde Stimmen, über den Stolz und das Prahlerische; sie sind nicht Schatten der Vergangenheit, sondern lebensvolle Menschen, die sich stolz erinnern, aber auch zu ihren Schwächen stehen. Ein faszinierender, reicher und schöner Film.«

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

Der Kuss der Tosca



DANIEL SCHMID (1941–2006)

Geboren am 26. Dezember 1941 im Zimmer 111 des »Schweizerhofs« in Graubünden, das den Großeltern gehörte und das er 1992 im Film ZWISCHENSAISON porträtierte.

1962–68 Studium der Geschichte und Publizistik an der FU Berlin. 1966–69 Studium an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin. Seit 1970 Filme für Kino & Fernsehen, Inszenierungen für Opern & Theater, Rollen als Schauspieler, Buchautor. Am 6. August 2006 in seinem Heimatort Flims gestorben.

FILMOGRAPHIE

- 1970 Thut alles im Finstern,
Eurem Herrn das Licht zu ersparen
- 1972 Heute Nacht oder nie
- 1974 La Paloma
- 1975/76 Schatten der Engel
- 1977 Violanta
- 1981 Notre Dame de la Croisette
- 1982 Hécate
- 1984 Il Bacio di Tosca
- 1987 Jenatsch
- 1992 Hors Saison / Zwischensaison
- 1995 Das geschriebene Gesicht
- 1999 Beresina
oder Die letzten Tage der Schweiz
- 200? Porto Vero (unvollendet)

»In den Filmen Daniel Schmidts sucht man vergebens nach realistisch-sozialer Milieubeschreibung und nach psychologischem Verismus. Nicht nur die Hauptfiguren, alle andern ebenfalls, ein jeder von ihnen in seiner Art, bewegen sich zu den Grenzen hin, an diesen entlang, über diese hinweg, hinter denen sie in Tiefen vordringen, die das Bewusstsein scheut, von denen die Vernunft sich abkehren will, in denen aber das Leben erst ganz von einem Besitz ergreift. Die Menschen in seinen Filmen sind eingetaucht in eine Wahnlandschaft, die Proportionen sind verschoben; die Normen, welche die Wirklichkeit bestimmen, sind aufgehoben; die Räume, in denen das Leben sich abspielt, in Traumlandschaften verwandelt.«

Martin Schlappner
in der NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG